

IM SPIEGEL DER ZEIT

„Zum Teufel!“ – „Zur Hölle!“

Gedanken zur dunklen Seite religiöser Sprache

Jahrhundertlang ließen sich unsere Vorfahren von Flammeninfernos, Schwefelseen, den Vorstellungen von ewiger Finsternis und Folter, von mit scharfen Zähnen besetzten Tierschlünden, Ungeziefer und Drachengewimmel beeindrucken. Das alles erledigt der aufgeklärte Zeitgenosse mit einem ironischen Achselzucken: Alles Unsinn, Schauermythologie aus finsterner Vorzeit. Hübsch anzuschauen auf den Werken alter niederländischer Meister, aber für die Deutung heutigen Daseins ohne jeglichen Wert. Ein Thema allenfalls für kunst- und kulturhistorische Examensarbeiten.

Nicht nur, dass wir nicht mehr dran glauben, nicht einmal mehr rechtschaffen gruseln können wir uns davor: Die Hölle lässt uns kalt. Sie hat nicht mehr das geringste „mit uns zu tun“. Aus einschlägigen Filmen und Boulevardzeitungen sind wir ohnehin Schlimmeres gewohnt. Und hier haben bestimmte Vokabeln mittelalterlichen Grauens auch weiterhin ihren Platz, denn auf drastische Metaphern wie „Hölle“ und „Inferno“ mag jene Presse, die hauptsächlich von Bizarrerien und Monströsitäten lebt, keinesfalls verzichten. Bei besonders hässlichen Gewaltverbrechen hat gelegentlich sogar der „Teufel“ seine Finger im Spiel. Es muss nicht derselbe sein, nach dem Martin Luther einst auf der Wartburg sein Tintenfass schleuderte, aber immerhin. Apropos Luther. Was hat sich dieser Mann in seiner Kammer und in seiner Seele nicht abgemüht, um einen „gerechten“ und gnädigen Gott zu finden, einen, der ihn nicht straft, auslöscht und der ewigen Verdammnis preisgibt. Doch die Theologie, die aus diesem Ringen entstand, ist vielen heute ebenso fremd wie die Gemälde von Breughel und der „Leibhaftige“ selbst, dem das Tintenfass galt. Darum bleiben die meisten Gläubigen auch so ungerührt, wenn sich Katholiken und Protestanten nach 500 Jahren über die sogenannte Rechtfertigungslehre einigen. Wer weiß schon noch, was das heißt: „vor Gott gerecht(fertigt) zu sein?“ Wozu ringt einer so vehement darum? Ist die Freiheit eines Christenmenschen heute nicht einfacher zu haben? Und wer weiß, ob nicht einer, der sich so müht um die letzten Dinge, vielleicht ein Musterbeispiel für ekklesiogene Neurosen und ein Fall für die Psychotherapie ist?

Ein bayerischer Benediktiner, ein ebenso eloquenter wie belesener Mann, predigte kürzlich über die Frage: „Kommt in die Hölle, wer nicht an sie glaubt?“ Er kam zu dem Schluss: *niemand* kommt in die Hölle! Die Hölle ist leer, da Gott die Liebe ist und sein Sohn allen Menschen das Himmelreich geöffnet hat. Wer die Hölle predige, leide an einem kranken, verzerrten Gottesbild. Eine Position, die wohl ungefähr dem aufklärten Mainstream der mitteleuropäischen Christenheit entsprechen dürfte. Gott ist so lieb, dass er alle Menschen in den Himmel „wirft“. Ein solcher Glaube hält sich für durchaus attraktiver, moderner und „zeitgemäßer“ im Vergleich zu dem unserer von Hölle, Tod und Teufel eingeschüchterten Vorfahren.

Die Hölle gehört zur Bilderwelt der Bibel

Die Rede von der Hölle war in der Vergangenheit der Kirche gewiss ein grobes rhetorisches Geschütz, das dazu diente, die Herde zusammenzuhalten, klerikale Macht zu sichern oder Almosen und gute Werke zu erpressen. Doch Gericht und Verdammung sind keine späten kirchlichen Erfindungen, sondern entstammen der Bilderwelt der Bibel. Und so legt das Neue Testament Höllen-Zitate nicht etwa Asketen, Fanatikern und Sektierern in den Mund, sondern der höchstpersönlichen Verkörperung von Gottes- und Menschenliebe, dem Herrn Jesus selbst. Man liest etwa im neunten Kapitel der Frohbotschaft nach Markus in der Übersetzung Luthers: „So dich aber deine Hand ärgert, so haue sie ab! Es ist dir besser, dass du als ein Krüppel zum Leben eingehest, denn daß du zwei Hände habest und fahrest in die Hölle, in das ewige Feuer, da ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlöscht.“ Gleichermäßen soll man verfahren mit anderen Ärgernis erregenden Gliedmaßen wie etwa Füßen und Augen.

Aufklärern und Jesus-Verehrern hat das zu verschiedenen Zeiten zu schaffen gemacht, so dass die Hölle selbst längst zum theologischen Ärgernis geworden ist. Und man hat sie nach biblischen Rat „abgehauen“ und dem bunten Journalismus und der allgemeinen Befindlichkeitsrhetorik zur metaphorischen Ausschlachtung preisgegeben: Nun kann bereits eine lange Bahnfahrt in engen Zügen und mit vielen Verspätungen zur „Hölle“ werden. Auch Theologen des 20. Jahrhunderts haben ihre Mühe mit der Hölle. Von Hans Urs von Balthasar ist das Bonmot überliefert, es sei zwar ein Dogma, dass es die Hölle gebe, „nicht aber, dass jemand darinnen sei.“¹ Die Hölle sei kein Ort, sondern ein Zustand der Gottesferne. Sie wird wahlweise zur zweitrangigen Tradition jüdischer Apokalyptik oder zur Erfindung der Griechen erklärt. Als pädagogisches Mittel oder als Metapher, die uns die Einmaligkeit und den Ernst unseres Lebens und Glaubens vor Augen hält, mag sie mancher, wie etwa Hans Küng, gerade noch akzeptieren². Doch im allgemeinen herrscht in unterschiedlichen Spielarten die Auffassung der „Allversöhnung“ vor. Für Karl Barth hat die Hölle einen Augenblick lang über Christus triumphiert, aber nur „damit sie *nie* mehr, über *keinen* mehr triumphieren dürfe und könne“³. Auffällig also, dass die Theologie, nachdem sie Jahrhunderte lang die Existenz der Hölle behauptet, verteidigt und mit schrecklichen Bildern dekoriert hat, nun dazu übergegangen ist, sie mit aller Kraft zu relativieren, zu psychologisieren oder gleich ganz zum Verschwinden zu bringen.

Sperrige Traditionen als „Terra incognita“ für neue Entdeckungen

Wer wie der Soziologe Peter L. Berger⁴ darüber nachdenkt, die Vorstellung einer Hölle könnte angesichts von Massenmorden und anderen ungeheuerlichen Verbrechen geradezu ein Postulat natürlicher Vernunft sein, wird mit moralischen Argumenten

¹ Vgl. E. Busch, *Karl Barths Lebenslauf*. München 1976, 376.

² H. Küng, *Ewiges Leben?* München 1982, 172f.

³ K. Barth, *Kirchliche Dogmatik II/2*. 551.

⁴ P. L. Berger, *Auf den Spuren der Engel*. Frankfurt 1970, 98.

abgestraft: „Berger verleiht primitivem Rachedurst eine überraschende Daseinsberechtigung. Weit davon entfernt, die Existenz der Hölle zu beweisen, offenbart sein Gedankengang die ganze Abscheulichkeit eines weithin der Vergangenheit angehörenden christlichen Lehrstücks. In der Tat wurzelt die Höllelehre in einem unerlöschlichen menschlichen und auch Gott zugeschriebenen Rachedurst, den zu überwinden auch heute noch Aufgabe bleibt.“⁵ Primitiv, abscheulich, rachedurstig: Mit Hilfe solch aggressiver Rhetorik betreibt der Paderborner Theologe Bernhard Lang das irdische Geschäft der Allversöhnung. Er übersieht freilich, dass Berger keineswegs behauptet, dass es eine Hölle *gebe*. Das unbedingte Empfinden des Menschen, einem Massenmörder oder Folterer müsse das Lebensrecht entzogen werden, und zwar für immer und bis in alle Ewigkeit, ist für Berger vielmehr ein Zeichen dafür, dass Menschen in transzendenten Kategorien denken und fühlen. Darüber, wie edel und moralisch qualifiziert solche Äußerungen und Regungen sein mögen, ist damit ebensowenig ausgesagt wie über die etwaige objektive Existenz einer Hölle. Es spricht sogar einiges dafür, dass über die Hölle (ebenso wie über den „Himmel“) nichts gesagt werden kann, was einer Feststellung oder einer Tatsache gleichkäme. Fakt ist allerdings, dass Menschen bis heute von Hölle *reden*, auf welch reflektierte oder banale Weise auch immer. „Hölle“ wäre demnach vielleicht weder Ort noch Zustand, sondern in erster Linie eine Form des (religiösen) Sprechens, auf die Menschen ungern verzichten, weil sie merken, dass sie nicht ohne weiteres durch andere Sprachformen ersetzt werden kann. Der Kölner Theologe Alex Stock mahnt, mit schwer verständlichem und anstößigem Traditionsgut behutsam umzugehen. Denn „im hermeneutischen Haushalt der christlichen Religion endet das aktuell schwer Verwendbare nicht einfach auf der Müllhalde des Weltgeistes. Arbeit des Gedankens, die mehr sein will als rhetorische Stärkung der zeitgenössischen *Opinio communis*, lässt das vom herrschenden Bewusstsein einer Zeit Zurückgestellte nicht einfach als das Überholte hinter sich, sondern begreift es als *Terra incognita* neuer Entdeckungen. Nicht dass man zu ihm schlicht zurückkehren könnte oder sollte, sondern dass man seine Fremdheit bedenkt, was dem Geist der eigenen Zeit entgeht.“⁶

Keine Frage: Aus apokalyptischen Passagen ebenso wie aus Rache- und Fluchpsalmen spricht selten eine Haltung allumarmender Liebe. Und hochherziger, als jemandem die Hölle zu wünschen oder anzudrohen, wäre es gewiss, ihm zu verzeihen. Wer es jedoch nötig hat, sich den Untergang des Bösen literarisch auszumalen, gehört in der Regel nicht zu den Privilegierten dieser Welt. In seinen Äußerungen artikuliert sich nicht selten die blühende Phantasie dessen, der verletzt und verfolgt wird. Auch in apokalyptischen Texten spricht häufig ein Ich oder eine Schar von Bedrängten, die, in die Enge getrieben, sich Rettung nicht mehr als Wende menschlicher Verhältnisse, sondern nur noch als alles vernichtendes Dreinschlagen Gottes vorzustellen vermag – und die damit in der Tat, wie der bayerische Benediktiner es missbilligend unterstellte, ihren Abscheu gegen Gewalt und Unterdrückung auf Gott projiziert. So schreibt der alttestamentliche Prophet Daniel: „Und viele, so unter der Erde schlafen liegen, werden

⁵ B. Lang, *Hölle*, in: *Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe*. Bd. 2. Hrsg. von Peter Eicher. München 1991, 372f.

⁶ A. Stock, *Poetische Dogmatik – Christologie*. Bd. 3 (Leib und Leben). Paderborn 1998, 333.

aufwachen: etliche zum ewigen Leben, etliche zu ewiger Schmach und Schande.“ (Dan 12,2) Dieser Prophet Israels hängt also nach Ansicht deutscher Theologen einer Sondertradition bzw. einem fragwürdigen Gottesbild an, zumindest aber bewegt er sich nicht auf der Höhe „neutestamentlicher Liebesethik“.

Also doch kein Happy-End?

Aber ist die Rede von „Gott als die Liebe“ wirklich frei von jeglicher Projektion und Wunschkonstruktion? Welche Art von Liebe meinen wir überhaupt? Was heißt Liebe im Alten, was im Neuen Testament, was im 19. und im 20. Jahrhundert? Und meinen denn heute alle dasselbe, wenn sie von Liebe sprechen?

Es mag in politisch ruhigen, von Wohlstand und hohen sozialen Standards geprägten Weltgegenden einfacher sein, Gott für das reine Wohlwollen zu halten, als dort, wo Krieg, Verfolgung und Terror herrschen. Einem gerade noch einmal davongekommenen und vielfach traumatisierten Folteropfer ist es kaum zu verdenken, dass ihm die Vorstellung, Gott sei der Allversöhner, ein Gräuel ist. Wer möchte einem Menschen, der Schlimmes erlitten hat, mit neutestamentlicher Liebesethik kommen? Wenn theologisches Sprechen nicht nur von Dogmen und Prinzipien, sondern auch von menschlicher Erfahrung lebt, dann können das Bedürfnis nach Rache und sein sprachlicher Ausdruck nicht generell für „unwahr“ oder theologisch minderwertig gelten, auch wenn sie den Sprach- und Denkkonventionen eines mitteleuropäischen Theologielehrers mit Beamtenstatus und Pensionsanspruch zuwiderlaufen. Es ist diese naive, theologischer Aufgeklärtheit kaum standhaltende Vision, im Himmel zwischen KZ-Wächtern, Folterern und Sadisten umher wandeln zu müssen, die einem die Gottesharmonie zuweilen vergällt. Ein naives Bild, gewiss. Wir sollten uns dennoch hüten, es zu belächeln, denn es spricht daraus die Unfassbarkeit dessen, was Menschen erleiden müssen, und die Unvorstellbarkeit, dies könnte je gesühnt und versöhnt werden. Die Grenze zwischen Aufgeklärtheit und „schlichtem“ Denken verläuft oft mitten durch den Einzelnen: Ich glaube eigentlich nicht an die Existenz der Hölle – und wünsche sie dennoch den Peinigern, den Gulag-Kommandanten und SS-Schergen.

Über Gott ist also wohl noch gar nichts ausgesagt, wenn Menschen von Hölle und Gericht sprechen. Aber religiöse Sprachformen, auch die des Fluchens und Verwünschens und das Sprechen von „ewiger Schmach und Schande“, haben ihre eigene Logik. Sie wollen nicht Tatsachen feststellen, sondern konfrontieren uns mit unserer eigenen Unerlöstheit und Unversöhntheit. Die Hölle wäre demnach eine von vielen religiösen Metaphern, eine Form nicht-faktischer, uneigentlicher Rede über etwas, worüber im Grunde nicht gesprochen werden kann; ein beredtes Schweigen, das uns gerade noch vorm Verstummen bewahrt. Wir sollen nicht vor Texten und ihren rachedurstigen Autoren erschrecken, sondern vor der Welt, wie sie ist, und gelegentlich auch vor uns selbst, wie wir sind. Daher brauchen wir nicht um Gottes, sondern um unserer selbst willen die Vorstellung, dass Geschichte nicht zwangsläufig auf ein Happy End hinausläuft. Statt uns seelisch zu stabilisieren, wie es Religion in der Regel tut, verstören uns die erwähnten Texte. Eine heilsame Verstörung, wenn sie uns davor bewahrt, dass „Liebe“ zum Dumping-Wort wird.

„Eines hat Gott gesagt, zwei Dinge habe ich gehört: Bei Gott ist die Macht und bei dir, Herr, die Liebe.“ Ein Psalmwort (62,12f), das weiterhelfen mag: Gott ist Einer und artikuliert sich auch als solcher: „Eines“ hat er gesagt. Doch der menschliche Geist reißt auseinander, hört stets zweierlei, da er nicht anders kann, als in Zweitheiten und Widersprüchen, als zwiespältig zu denken. Dass das, was wir als „Macht“ und „Liebe“ bezeichnen, in Gott – und nur in ihm – in eins fallen und ununterscheidbar werden könnte, solche Versöhnung ist zu hoch für uns. Ist sie doch weniger Bauprinzip der Wirklichkeit als Elixier unserer Hoffnung.

Christian Schuler, München

LITERATURBERICHT

„Willst du gesund werden?“ (Joh 5,6)

Das gegenwärtige „Gesundheitssystem“ ist in Wahrheit ein „Krankheitssystem“. Es fixiert den Blick auf Defizite, Mängel und Schwächen. Darin spiegelt sich (immer noch) ein biomedizinisch empiristisches Verständnis von Gesundheit und Krankheit, das es so bis zum Beginn der Moderne nicht gab und das heute nicht zufällig in der Krise ist. Zu viel weiß man inzwischen (wieder) von den selbstheilenden Kräften der Natur und des menschlichen Körpers, von der sensiblen Homöostase gelingenden Lebens, von gesundheitsfördernden und krankmachenden Faktoren individueller und sozialer Art, um weiterhin noch die gängige „Zwei-Klassen-Gesellschaft“ von (unheilbar) Gesunden und (chronisch) Kranken festschreiben zu können. Die „Ressourcenorientierung“ in Psychologie, Pädagogik und (erst ansatzweise) auch Theologie und Pastoral signalisiert einen deutlichen Paradigmenwechsel, der freilich größerer Förderung und differenzierter Ausarbeitung bedarf. Dazu leistet diese theologische Promotion einen ausgezeichneten Dienst.

Sie nimmt nämlich, bei umfassender Berücksichtigung psychologischer Ansätze und Daten auch sonst, eine Perspektive auf, die nicht zufällig von einem Psychologen jüdischer Herkunft entwickelt wurde: Aaron Antonovsky begann als empirischer Stressforscher in den USA, bevor er 1960 nach Israel auswanderte (bzw. heimkehrte). Er engagierte sich dort in verschiedenen Projekten des Gesundheitsdienstes. Dabei wurde er – z.B. bei seiner Erforschung der Folgen der Menopause im Lebensübergang älter werdender Frauen – konfrontiert auch mit Opfern des Nationalsozialismus und des Holocaust. Es fiel ihm auf, dass dieselben Extrembelastungen während des braunen Terrors von den Menschen ganz unterschiedlich „verarbeitet“ wurden: die einen blieben lebenslang traumatisiert und unheilbar verletzt, andere zeigten eine auffällige Kraft, sich trotz und in all den Schrecken dem Leben doch positiv zuzuwenden und in Beruf wie Beziehung schöpferisch zu bleiben. Antonovskys alles entscheidende Frage: Woher nehmen solche Menschen ihre Stärke und Kraft? Was macht gesund? Was führt